

12)

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Der Wildprethändler Bayole hatte in einer der nächsten Straßen einen Laden. Er war ein kleiner, untersehter Kerl mit aschfarbenem Teint und glattrasierten, dicken, bis auf den Hemdtragen hinabreichenden Wangen. Die Hände in den Hosentaschen, die Augen unverwandt auf die Rebe gerichtet, stand er, sich in den Hüften wiegend, vor Cachaprès und ließ ihn ruhig reden.

„Also was ist's? Wieviel gibst Du?“ wiederholte der Wilddieb seine Frage.

Endlich bequimte sich jener zu einer Antwort. Er zuckte die Achseln und kränzelte gleichgültig seine Lippen:

„Soviel es wert ist. Mit vierzig Frank ist's reichlich bezahlt.“

Da tat der andere arg entrüstet:

„Vierzig Frank! Du willst mich wahrscheinlich foppen? Hast Du denn kein Herz im Leib, daß Du nur vierzig Frank zu bieten wagst? Und wofür? Für zwei kapitale Stücke, von denen jedermann zugeben muß, daß sie mir Ehre machen.“

Dann fügte er noch hinzu:

„Nicht wahr, Du bist doch ein Freund vor mir? Also, laß Dir etwas sagen: wenn das nicht der Fall wär', dann — so wahr ich hier stehe — wär' Dir das übel bekommen!“

Dann ruhiger werdend:

„Nein, wahrhaftig, unter fünfzig Frank verliere ich.“

Schließlich einigte sich Bayole mit ihm auf fünfundvierzig Frank. Aber bloß, weil er es sei. Die Summe übersteige bei weitem seine gewohnten Preise. Man verwöhne die Reute, indem man ihnen viel zu viel zahle. Cachaprès stieß ihm freundschaftlich in die Rippen und kicherte.

„Du Lügenspeter! Du weißt ganz gut, daß kein Wort davon wahr ist.“

Bayole nahm ihn mit sich in seinen Laden. Vor dem Bulte saß, inmitten des Duftes von frischgeschlagenem Fleische, eine rundliche, kleine Frau, rosig und frisch, mit einem breiten Stumpfnäschen, freundlichen Neuglein und mit Ueberärmeln angetan. Auf der Schwelle riß Cachaprès seine Mütze vom Kopfe:

„Verzeihung, Frau Bayole, daß ich so schlecht angezogen bin. Ich trag' meinen Arbeitskittel. Die Tiere haben es nämlich nicht gern, wenn man wie ein nobler Herr angezogen ist.“

Kräftig rieb er seine derben, fetigen Stiefel an der geflochtenen Matte ab, ohne gewahr zu werden, daß er dabei das Stroh austraukte. Auf seinem Gesichte lag ein lebenswürdiges Lächeln, darin die deutliche Absicht erkennbar war, sich Frau Bayoles Wohlwollen zu erwerben. Sie sah ihn mit ihren hellen, unter dem Fette der Wangen halb verborgenen Neuglein schmunzelnd an. Endlich trat er ein, ging quer durch den Laden in die Hinterstube und warf sich dort mit der Ungezwungenheit eines gerne gesehenen Gastes in seinen Rebstuhl.

„Bayole, Du bist ein prächtiger Kerl! Bei Gott, wenn's nicht der Fall wär', mücht' ich's nicht sagen.“

Behaglich streckte er seine Beine aus. Der Händler zählte ihm das Geld Taler für Taler zu. Dann stand Cachaprès auf und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Wenn Frau Bayole und die Kinder 'mal hinauskommen wollten, so zeig' ich ihnen, wie man Kaninchen fängt. Deine Frau sieht wirklich prächtig aus. Sag' ihr das nebst meinem besten Gruß.“

Fast jedesmal, wenn er kam, spielte sich die gleiche Szene ab. Cachaprès entfernte sich. Er hatte die Holzfällerin bei Romiron zurückgelassen. Er bestand darauf, sie und die Kleine in der Stadt freizuhalten.

„Sag', was Du haben willst! Einen Hut? Ein Kleid? Brauchst bloß ein Wort zu sagen, ich kann's jezt tun.“

Sie zuckte schweigend die Achseln. So führte er sie in ein kleines Wirtshaus, wo er, der ganzen Länge nach auf einen Stuhl ausgestreckt, Befehle erteilte und die Kellner anherrschte wie ein großer Herr. Er ließ eine Kalbskeule auftragen und leerte eine ganze Flasche Wein. Später bestellte er noch eine zweite. Gadelette, die noch nie Wein getrunken hatte, war nach dem zweiten Glase berauscht. Sie bekam einen

Lachkrampf, der gar kein Ende nehmen wollte und noch zur Erhöhung seiner frohen Laune beitrug.

Nachmittags holte die Alte ihren Karren von Romiron ab. Das Gelage im Wirtshaus hatte ihren Kräftevorrat wieder reichlich erneuert. In der weinfrohen Stimmung glättete sich auch ihr strenges verrunzeltes Gesicht, und sie beschleunigte ihre Schritte.

11.

Der Tag der Kirmes kam.

Die Wirte hatten sich mit reichlichen Biervorräten versorgt. Hohe Berge von Sonigtuchen zierten die Fenster der Krämer. Den ganzen vorangehenden Nachmittag dampften die Backöfen, in denen Kuchen gebacken wurden. Blitzblanke Vorhänge, mit bunten Schleifen zusammengekrast, prangten in ihrer frischgewaschenen Pracht hinter den dunklen Scheiben. Mit schwungvollen Besenstrichen legten die Hausfrauen letzte Hand an die Toilette der Stuben. Dann brachte die zehnte Stunde die großen Kirchenglocken in Schwung. Nun wurden Birsten und Eimer beiseite geschoben, die roten, nackten Arme verschwanden in den Ärmeln, und die allgemeine Heiterkeit brach los. In den Türen der Wirtshäuser zeigte sich manch lustiges Männergesicht, aus dem ein werdendes Häuschen quakte. kamen Bekannte des Weges, wurde an die Scheiben gepöcht, und die Pecher luden die Vorübergehenden zum Eintreten ein. Und so wurden allmählich die Tischgesellschaften immer größer.

Es herrschte eine arge Hitze, und die Tische im Freien waren dicht umlagert. Die Bauern, auf Holzbänken einander gegenüber sitzend, diskutierten eifrig miteinander oder verhandelten mit lebhaften Gesten manch wichtiges Geschäft. List und Verschlagenheit, durch den Schnaps geschärft, spannten ihre Netze um die von weit und breit zusammengeströmten Vieh- und Getreidehändler. Sündedrücker wurden ausgetauscht, Freundschaftsbekräftigungen brachten in die Augen ein wärmeres Leuchten; je froher die Stimmung ward, desto häufiger wurden neue Fässer aufgeleert.

Reihenweise standen die leeren Gläser auf den schaumbedeckten Tischen. Bisweilen brachte die heftige Bewegung eines Pechers die Schoppen ins Schwanken, daß sie klirrend aneinander stießen. Darüber brauste krauses, dumpf grollendes Stimmengewirr, wie das Säusen von Windmühlflügeln, aus dem sich dann und wann vereinzelte schrille Worte erhoben. Im Innern der Schenken wallte bis an die Decke bläulicher Qualm, der sich über den Häuptern der Pecher zu dichten Wolken ballte. Alles rauchte; aus den Pfeifenköpfen stoben Funken. Da und dort krachte ein Rindholz — ein phosphoreszierender Glanz im bräunlichen Dämmerdunkel —! Tabakwolken wurden geräuschvoll von den Lippen gepafft; klatschend schlug der Speichel auf den Boden. Breite Rücken rundeten sich unter indigofarbenen Kitteln, auf denen sich das Tageslicht spielte, das in schmalen Streifen durch die halbgeschlossenen Vorhänge drang. Die aufgestützten Ellenbogen schwammen in Lachen von Bier. Glanzlose Augen stierten hohl und trübe aus den geröteten Angesichtern.

Die Gläser klirrten auf den Blatten der Kellnerinnen. Von dem heiteren Gemühle in die Enge getrieben, konnten diese nur schwer zirkulieren. Manch kräftiger Fluch entfuhr ihren Lippen, wenn die Blatten so bedenklich ins Schwanken gerieten, daß das Bier zur Hälfte verspritzte. Sie mußten sich derbe Rippenstöße gefallen lassen, wurden von fed zugreifenden Händen, die nach ihren Busen tasteten, belästigt und hatten sich sogar noch anderer zudringlicher Gebärden zu erwehren. Der Anblick all dieses molligen Fleisches, das so nah um die Tische streifte, reizte die ohnedies schon überhitzten Gemüter, deren Erregung sich mit jedem Glase steigerte. Schwer lasteten die volltrunkenen Gestalten auf den Stühlen, schlotternde Körper lehnten an den Wänden, und manch einer sah aus, als wäre ein Hagel von Fausthieben über ihn niederggegangen. Allmählich schläferte das Bier die wüsten Sorden ein. Aus den Kellern, wo die Fässer lagerten, krieg ein scharfer Hefegeruch empor, der die Köpfe vollends umnebelte.

In den Höfen gab's nicht weniger Durcheinand. Man schrie, man schlug auf die Tische, Gelächter stieg aus den

Lauben auf. Bei den Regelfahnen, wo das Rollen der Kugeln und das Gefreische streitender Stimmen durcheinander schwirrte, erreichte der wilde Lärm seinen Höhepunkt. Jeden Moment fiel eine Kugel mit dumpfem Schall aufs Brett, rumpelte über den Boden, und die getroffenen Regel stürzten mit Getrach zusammen. Dann schrien alle Stimmen zugleich die Anzahl der gefallenen Regel. Die schwankenden Geißblattzweige warfen grüngoldene Lichter auf die rot aufgequollenen Biergesichter.

Der Mittag unterbrach diesen Freudentaumel.

Sinter den festverschlossenen Bohlentüren zischelten und prasselten die Koteletten in den Pfannen. Zellergeflapper wurde in den Lauben laut. Und zu dem Geruche der Düngerhaufen, darauf die Sonne brannte, mengten sich liebliche Speckpuffendüfte. Die hungrigen Mägen, die sich gar schmerzlich zusammenkrampften, trieben die Leute aus den Schenken hinaus. Die Bauern nährten ihre Käusche mit ausgiebiger Kost und warfen sich dann für eine Stunde auf einen Haufen Stroh unter irgendeinem Wagenchuppen. Die Sonne brannte ganz grauenhaft und entzündete fürchterlich blendende Lichtreflexe. Dem überhitzten Mauerwerk entströmten Backofengluten. Von den goldenen Mittagsstrahlen getroffen, glänzten die Strohdächer der Hütten in bräunlichen Farbentönen wie die Kruste in Butter gebackener Fischchen. Und mit einem Male wachte wieder die für kurze Zeit erschlaffte Heiterkeit auf. Diesmal sollte sie bis in die späte Nacht hinein währen. Buchstäblich vollgefropft waren die Schenken, vor deren Eingängen eine unübersehbare Menge mochte. Die Bierhähne freizichten ohne Unterlaß. Und eimerweise wurde der Hopfenast geschlürft. Auf den Schwellen der Türen saßen alte Mütterchen mit schlohweißen Häubchen, die Hände im Schoße gefaltet, und sahen die Freude des Weges ziehen. Ihre von Furchen zerwühlten Gesichter hatten sich wider geglättet, vor lauter Vergnügen, noch auf dieser Welt zu sein, wo sie dereinst selbst an so vielen Kirnnessen teilgenommen hatten. Ihre Anzeln lächelten. Und beseligt saßen sie da, in die Erinnerung vergangener Zeiten versunken.

(Fortsetzung folgt.)

Kernvolk.

Eine Nordlandserzählung von Pelle Moilin.

Zwei rote Bergdörfer lagen einander gegenüber, jedes auf seinem hohen Uferberg; tief unten zwischen ihnen ging der kräftige schwarze Elf mit lärmendem Brausen in Strudeln und Fällen seinen Weg dem Meere zu.

Gerade zwischen den Dörfern floß der Elf wie gezügelt, aber ober- und unterhalb rauschte er schaumig und weiß.

Am „Brüllenstein“ fängt unsere Geschichte an.

Wenn der Fluß hoch stieg, reichte der „Brüllenstein“ nicht bis zur Oberfläche des Wassers hinauf, aber bei Tiefwasser rechte er manchmal sein schwatzes, geschliffenes Haupt aus der Tiefe empor. Wie alle kräftigeren Hindernisse in einem Strom bildete er hinter sich einen Strudel.

So oft nicht der Südwind das laute Rischen vom Wasserfall weiter unten heraufbrachte, oder der Bergwind das breite Getöse des Wasserfalles von weiter oben durch das Tal herabtrug, brüllte der Stein in windstillen, ruhigen Nächten, wenn das Wasser über ihn hinging. Daher hatte er seinen Namen.

Wie jedermann weiß, ruht sich der Lachs gern an solchen Stellen aus, wenn er des Stromes müde ist und kann dann leicht gefangen werden.

Die Bauern auf der Südseite trieben dort Fischerei, weil der „Brüllenstein“ innerhalb ihres Wasserrechtes lag, die Nordbauern schauten eifersüchtig zu, warfen ihre Nege auf ihrer Seite aus, fingen aber nichts Nennenswertes.

Der mächtigste Bauer auf der Südseite hieß Patris und die Hälfte, von allem, was gefangen wurde, war sein. Der mächtigste Bauer auf der Nordseite hieß Kerstorp, und er nannte die Hälfte allen Nerzers der Nordbauern sein.

Jedesmal wenn er zu den leeren Nehen herunterging, dachte er nur über Auswege nach, wie man den Lachs auf die nördliche Stromseite bringen könnte.

Spät in einer halbellenen Sommernacht ruderte er hinaus auf den Elf mit einer merkwürdigen Maschine im Boot.

Der „Brüllenstein“ war so gebaut, daß die obere Kante schmal und hoch emporragte; unter ihr befand sich eine viereckige Vertiefung und in dieser besetzte er ein Mühlenrad, sorgte dafür, daß es sich gut drehte und ruderte schmunzelnd seinen Kahn nordwärts, bis er im tiefen Schatten des Ufers verschwand.

Am folgenden Tag stand er hinter einer Scheune und beobachtete den Fischfang der Südbauern. Keine Spur von einem Lachs! „Ja, ja“, sagte Kerstorp. Am Tage danach ging es genau so. Keine Klossel. „Schau, schau“, sagte Kerstorp. Er hörte, wie sie drüben fluchten.

Am dritten Tag hatte er seine eigenen Nehe ausgeworfen, doch zuerst beobachtete er den Fang der andern. Wieder keine Spur. „Da soll doch der Teufel“, sagte Kerstorp. Er hörte wie die Klüche sich kreuzten.

Erst als er sah, wie die letzte blaue Jade hinter dem hohen Bergufer verschwand, ruderte er hinaus und nahm aus seinen eigenen Nehen eine Menge silberschuppiger Lachse.

Zuhause auf Kerstorps Hof sah der Sohn Olle, drückte seine kleine Nase am Küchenfenster platt und schaute nach Süden hin. Alle seine Kinderphantasien gingen hinüber nach dem Zauberland auf der anderen Seite der Schlucht. Während noch Vaters Hof des Morgens im Schatten lag, standen die südlichen Berge in starkem violettem Licht und das Haus dort mit dem merkwürdigen vierteiligen Dach brannte in Purpur. An den Mitommerabenden, wenn die Sonne niederbing, war der gegenüberliegende Hof als letzter vom Lichte bestrahlt. Die Sonne flimmerte und glänzte. Die Fenster funkelten blinkend wie Sterne und das Licht schimmerte auf den Hemdärmeln der Frauen, die mit ihren Schüsseln zwischen der Vorrathshütte und dem Sommerhaus hin und her gingen.

An solchen Abenden kam Vater heim, Lachsfiische auf dem Rücken und lächelte mit seinem großen Gesicht, so daß es Olle ganz warm wurde. Später im Sommer lächelte Vater nicht mehr; dann war er ganz daran gewöhnt, Lachse zu bekommen. Wegen Herbst zu kam er eines Abends heim und hatte viele Farben im Gesicht; da fluchte Vater — und Vater und Mutter redeten viel miteinander, als sie sich in der Speicherkammer zur Ruhe gelegt hatten, da wurde in einer Nacht mehr gesprochen als vorher in Jahr und Tag. Olle hörte fast alles, aber er erinnerte sich später nur noch, daß der Lachs Angst hatte vor Rädern, die sich im Wasser bewegten und daß der Bauer auf der anderen Seite viel Leute mit sich gehabt und mit Vater so verhandelt hatte, daß dieser von Stund an krank war.

Seitdem ging Vater nicht mehr fischen, er holte nicht einmal seine Nehe. Das tat er erst, nachdem am Martinstage Schnee gefallen war. Als er dann aber das Tal hinaufging, war sein Gang langsam, denn Nachgedanken sind eine schwere Bürde.

Olle erbt den Hof von seinem Vater; er war der einzige Sohn. Die Stellung des Vaters als erster Bauer auf der Nordseite des Elfes erbt er nicht eher, als bis er seinen Wildhauer gesät und das dauerte mehrere Jahre.

Groß wurde er wie der größte Mann, und er und niemand anders war es, der blauäugig und blondhaarig einen hungrigen Bären von einer verwundeten Kuh mit dem Handspaten wegtrieb. Dies geschah auf dem „Tanfsoalm“ und ist wahr wie der Tag.

Hierzulande ist die Natur groß und hart, die Luft durchsichtig und spröde. Wenn die Sonne scheint, steht alles so scharf umrissen, daß man auf meilenweite Entfernung hin alle Spitzen der zackigen Berggämme zählen kann; aber in Sommernächten und nebelstärkeren Herbsttagen kann das Große erweichen und sich erwärmen, und dann gibt es kein Land, das so ergreift und die Andacht fesselt, wie das Gebirge. Olle war hoch wie der Eifstrand, sein Haar war weiß wie Wasserstaum, und er ging hart ins Zeug, als er anfang seine Kraft zu fühlen. Aber niemand konnte auch so mit frischem Herzfeuer ergreifen wie er, wenn er wollte.

Hierzulande wird so gefreit, daß die jungen Burschen in den Samstagnächten ihre Geliebte besuchen und bekleidet an ihrer Seite liegen. So weit man zurückdenken kann, hat man so um einander gefreit, der Vater um die Mutter, der Grobwater um die Grobmutter bis weit hinauf in vergangene Tage. Es ist keine Schande für den, der anklopft, keine für die, welche öffnet. Die schwere rastlose Arbeit des Tages läßt niemand die Zeit, um herumzulaufen und schöne Worte zu machen, wie es bei Herrschaftsleuten der Brauch ist; mit solchen Sitten würde der Bauer es nicht weit bringen. Die Nacht gibt Vertraulichkeit. Er und sie haben das ihrige für sich, wie sie es wollen und wie es sich gehört; denn Freien ist keine öffentliche Angelegenheit.

In der Gemeinde waren die Gebiete nördlich des Elfes und südlich des Elfes geschiedene Länder. Selten suchte ein Bursche seine Geliebte auf der anderen Seite.

Olle aber hatte seine eigenen Gedanken. An einem Spätommerabend ging er hinab zur Fähre, stieß sein Boot vom Ufer ab, ruderte hinüber und stieg nachdenklich den steilen Weg hinauf bis zum Hofe des Patris. Dort klopfte er an das Fenster von Imbärs Zimmer. Doch mußte er diesmal umkehren. Eine Woche später ging es ihm ebenso; sie kam nur ans Fenster und sah nach, wer es war, aber aufmachen wollte sie nicht. Das dritte Mal brachte Olle eine Zange mit und zog die Fensternägel heraus — da jedoch öffnete sie das Fenster und sagte in scharfem Ton: „Du gehst wild ins Zeug, — schäme Dich! Du bist ein Kaufbold, Du laust Tabak, Du trinkst Brantwein, Du betrügst Mädchen — und Du, — Du kannst machen, daß Du fortkommst. Bleib drüben auf der Nordseite.“

Ein Jahr darauf zur selben Zeit war trotzdem Imbär die Seine. Wie dies zugegangen, ist zu lang, um es hier zu erzählen. Jede Woche fuhr er einmal hinüber, aber zugleich — und das wußte er nicht — fuhr der Klatsch mit ihm.

An einem Herbstabend klopfte er wieder an.

Beide Schritte vernahm er drinnen im großen Zimmer, die Klüchtür ging, im Gang draußen wurden die Schritte vorsichtiger, aber die Haustür wurde aufgemacht. Das Erste, was er empfand, war nicht ein Kuß, sondern ein brennender Schlag ins Gesicht und

zugleich kam Jaktis im Hemb auf die Treppe hinaus. Jaktis schlug noch einmal zu, so daß Olle einen Schritt zurückwich. Einen einzigen Augenblick lang dachte er an Jmbär, doch schon im nächsten wurde es ihm rot vor den Augen und in derselben Nacht bekam der alte Jaktis Siede.

„Meinen Vater hast Du gehaßt,“ knirschte er, und schlug zu, „und mich auch,“ und dabei schlug er wieder. „Feig warst Du, verdamnter Alter, als Du Vaters Reb zerstücktest. Jetzt sollst Du es fühlen!“ — Und es knackte im Körper des Alten. „Ein Schurke warst Du, als Du zusammen mit vielen anderen durch Siede und Schläge ihm das Leben verkürzt hast. Hier hast Du das Kapital, Du alter Großbauer,“ — Matsch — „hier hast Du die Zinsen, und die sind noch größer,“ — Matsch — „komm Du nur mit Anechten und Verwandten!“ — Matsch!

Aber jetzt dachte er an Jmbär, dachte daran, daß er und sie nun länger als je voneinander getrennt bleiben mußten — und da ließ er den Alten los und ging fort.

Lange Zeit fuhr er nicht mehr hinüber.

Jmbär ging auch nie zum Tanz. Jaktis sah er nicht und blieb allein; die Leute wichen ihm aus. Er versuchte einen Brief an Jmbär zu schreiben, aber konnte sich nie dazu entschließen, jemand zu bitten, ihn hinüberzubringen. Es brannte wie Feuer in ihm und die Egge flog in seinen Händen leicht wie ein Span hin und her; es würgte ihm in der Kehle, und er trieb die Pferde vor dem Pfluge an, so daß sie fast im Trab gingen.

Spät im Herbst an einem Sonntagabend führte er die dampfenden Pferde früher als sonst in den Stall; — er hatte sie den ganzen Tag auf einem Neuader herumgejagt. Er ging in das Haus hinein, ob fast nichts, und sah nur da und starzte über den Esf. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und verlangte heißes Wasser. Die Alte, die ebenso viel Respekt vor ihm hatte wie vor Kerstorp, beeilte sich.

Kurz darauf sah sie am Fenster, mit rotgeweinten Augen und Tränen im Hals.

Olle ging frisch rasiert und fein gepuht über den Hof und berschwand hinter der großen Scheune.

Die Alte sah da und wartete. Einen Moment später sah sie, wie er mit seinem Kahn hin und her ruderte, aber sie begriff wohl, daß die Fischelei diesmal nicht ernst gemeint war.

Erst als die Dunkelheit dicht war wie eine Wand, ging sie feufzend zum Herd und setzte den Staffetopf auf. Am Tag darauf konnte Olle nicht aus dem Bett — er war fürchterlich zerschlagen, beschämt und still.

Im Dorfe redete man viel von den Ereignissen dieser Nacht. Olle war gegliedert worden, dies war nun einmal sicher. Er hatte eine stärkere Macht angetroffen; aber man konnte nicht bestreiten, daß ein bißchen Ehre in dieser Niederlage steckte. Man denke nur! So einen harten Kerl wie Jaktis herauszufordern, im Sonntagstaat über den Esf zu rudern und ganz offen zu zeigen, worauf man es abgesehen hatte und welches Ziel man verfolgte und dann schließlich so direkt zum Hof hinaufzugehen, wo alle wußten, daß man unterwegs war. Die Einen erzählten: daß es Jaktis und seine Anechte waren, andere wieder wußten, daß die ganze Verwandtschaft mit Stöcken und Knüppeln bewaffnet gewesen sei, als sie abends zu Jaktis gegangen, um dort Grog zu trinken. Gewiß war auch, daß Olle auf dem großen Hof so bedrängt war, daß er um sich schlagen mußte, um sich nur von der Stelle rühren zu können. Fest stand ferner, daß es in Hämno niemals vorher so viele bunte, geschwollene Gesichter und schmerz-hafte Glieder auf einmal gegeben.

Olles alte Mutter erwähnte es einmal, aber dann nie wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ernährung der Pflanze.

Von Hermann Krafft.

(Schluß.)

Die dritte Gruppe, die Erdpflanzen umfassend, ist die umfangreichste. Hierher zählen alle, die echte Wurzeln in den Erdboden schicken, die diesen nach Nahrung zu durchsuchen haben. Die Wurzeln entnehmen dem Boden die Nährsalze, während die oberirdischen Blätter für die Beschaffung der Nährgase aus der Luft bemüht sind. Durch ein paar leicht anzustellende Versuche können wir eine anschauliche Vorstellung von der Nahrungsaufnahme bekommen. Wir nehmen ein paar Erbsen oder Bohnen zur Hand. Einige davon legen wir auf ein Stück dicker Wolltuch, Filz oder Pappe (auf einen tiefen Teller), darüber stülpen wir ein gewöhnliches Wasserglas und dann sorgen wir dafür, daß die Tuchunterlage stets ordentlich naß bleibt. Einige andere Samen legen wir in einen Topf mit Erde, die mäßig feucht zu halten ist. Je nach der Jahreszeit (im Winter gelingt der Versuch nicht immer) beginnen die Samen zu keimen. Bei den Samen unter dem Glase können wir das Keimen deutlich verfolgen; der Same quillt auf, plagt an einer Stelle und aus dem Spalt schiebt sich zunächst ein kleines Wurzelspitzchen, dem später ein Stengeltrieb folgt. Das ist die werdende Pflanze, die es zunächst recht gut hat, liegt sie doch gleich dem kleinen Menschenkinde gewissermaßen an der Mutterbrust. Der Hauptteil des Samentorns ist nämlich nichts anderes als eine Ansammlung von Pflanzennährstoffen in stark zusammen-

gebrängter Menge. Es bedarf nur der Feuchtigkeit, um diese Stoffe für die werdende Pflanze aufnahmefähig zu machen. In dem Maße, wie das Pflänzchen heranwächst, sehen wir die Vorratskammer zusammenschrumpfen. Endlich ist aber der Vorrat erschöpft, nun muß sich die Pflanze nach einer neuen Nahrungsquelle umsehen. Diese findet sie aber bei unserm Versuche nicht, da weder in der Unterlage noch in dem Wasser jene Nährsalze enthalten sind, die zum Leben der Pflanze notwendig sind. Das Pflänzchen muß elendig verhungern. Mittlerweile sind auch die Samen in dem Topfe gekeimt. Bei den Erbsen sehen wir den Stengeltrieb aus der Erde herauskommen; bei der Bohne ist die Bohne selbst über die Erde von der Wurzel emporgehoben worden, sie hat sich in zwei Teile gespalten (das sind die Samenlappen, eben jene oben beschriebene Vorratskammer), und zwischen diesen Teilen entspringt der Stengeltrieb. Wir lassen diese Pflanzen noch ein paar Tage weiterwachsen, bis sich einige Blätter gebildet haben. Dann lassen wir die Erde etwas antrocknen. Nun wird der Topf vorsichtig auf den Tisch ausgeschüttet und dann zerteilen wir gleichfalls recht vorsichtig die Erde. Jetzt heben wir eine Pflanze mit all ihren Wurzeln aus der Erde heraus und versuchen alle Erde abzuschütteln. Nahe den Wurzelspitzen bleibt aber allerlei Erde haften. Nun versuchen wir in einer Wasserschüssel diese anhaftende Erde abzuspülen; auch das mißlingt! Die Erde ist nämlich mit den Wurzeln auf das innigste vermischt!

Betrachten wir die ausgewachsene Wurzel unter einer Lupe, so werden wir sehen, daß dort, wo die Erde noch feststeht, der eigentlichen Wurzel kleine Härchen aufsitzen, und daran sitzt die Erde fest. Diese Gebilde, Wurzelhaare benannt, bilden die eigentliche Zugangspforte der Nährsalze in das Innere der Wurzel. Lassen wir einige Erbsen oder Bohnen weiter wachsen, um sie erst nach Wochen auszutopfen, so werden wir finden, daß, so lang auch die Wurzeln geworden sein mögen, Wurzelhaare stets nur in der Nähe der Wurzelspitzen sitzen. Die älteren Wurzelhaare müssen also mit dem Längerwerden der Wurzeln absterben, während stets neue Wurzelhaare gebildet werden. Die Nahrung aufzunehmenden Organe können so immer neue Erdgebiete durchziehen. Die im freien Grunde lebende Pflanze sendet ihre Wurzelspitzen stets dahin, wo sich die meiste Nahrung und Feuchtigkeit bietet. Das sieht genau so aus, als ob die Pflanze ihre Nahrung wittern könne. Und dies trifft, wie durch zahllose Versuche nachgewiesen ist, auch wirklich zu.

Feuchtigkeit gebrauchen die Wurzeln, um die Nährsalze aufnehmen zu können. Das hat nun dazu geführt, daß bei vielen Erdpflanzen das Wachstum der Wurzeln in enger Wechselbeziehung zu dem Umfang der Laubkrone steht. Das will heißen, diese Pflanzen haben ihre Wurzelspitzen und somit auch die Wurzelhaare unter jener Stelle des Erdbodens sitzen, an der das meiste Wasser von den Blättern herabträufelt. Dieses ist einmal am Umfang der Laubkrone, ein andermal in deren Mittelpunkt der Fall. Solche Beobachtungen müssen angestellt werden, wenn ein feiner Regen an ruhigen Tagen niedergeht. Die meisten Laubbäume bieten hübsche Beispiele für den ersten Fall, der zweite läßt sich sehr gut bei einer Habarberstaude beobachten.

Die Nährgase werden von den Erdpflanzen durch die grünen Laubblätter der Luft entzogen. Wie gut eine reiche Ansammlung von Nährgasen den Pflanzen zu statten kommt, zeigt der Bauerngarten mit seinem üppigen Blumenflor. Hier ist die Luft infolge der Nähe der Dunghaufen stets reichlich mit Ammoniak durchsetzt.

Die vierte Gruppe endlich, die der Leberpflanzen, verhält sich ähnlich wie die dritte. Wir haben hierunter solche Pflanzen zu verstehen, die auf andere Pflanzen aufsitzen und die selbst echte Wurzeln bilden. Solche Leberpflanzen finden wir oft in Masse auf den Kopfweiden, aus deren Köpfen sich im Laufe der Zeit allerlei Erde und Unrat angesammelt hat, in dem die durch Wind oder Tiere verschleppten Samen irgendwelcher Pflanzen nun keimen.

Damit haben wir unsere Betrachtung über die Nahrungsaufnahme in der Pflanzenwelt erschöpft, soweit es sich um unorganische Stoffe handelt. Nur gibt es aber auch viele Pflanzen, die organische Nahrung nicht verschmähen, wenn sie solche bekommen können, und endlich haben wir auch Gewächse, die ausschließlich von organischer Nahrung zu leben gezwungen sind. Das sind die Verwesungspflanzen, die Halbschmaroker und die echten Schmaroker.

Unter Verwesung verstehen wir kurz gesagt die Umwandlung organischer Stoffe in unorganische. Diese Verwesung machen sich nun zahlreiche Pflanzen in der Weise zunutze, daß sie mit besonderen Saugorganen den verwesenden Massen, das können sowohl Tier- als Pflanzenleichen sein, organische Verbindungen entziehen und diese gleich zum Aufbau des eigenen Körpers verwenden. Von niederen Pflanzen sind namentlich Algen, dann auch Pilz- und Moos- sowie solche Verwesungspflanzen. Diese niederen Pflanzen spielen im Haushalt der Natur insofern eine nicht unwesentliche Rolle, als sie die Zersetzung der toten organischen Masse beschleunigen. Aber auch unter den höheren Pflanzen gibt es Verwesungspflanzen, so etliche der in unseren Wäldern einheimischen Orchideen. Diesen fehlen meist echte Wurzeln; dafür besitzen sie einen knolligen Wurzelstock, an dem die Saugorgane entspringen.

Auch die insektenfressenden oder, wie sie treffender bezeichnet werden, die insektenfressenden Pflanzen verwenden tote organische Stoffe zu ihrer Ernährung. Der Sonnentau unserer

Moore, der auf seinen Blättern keine Insekten fängt, der Wasser-schlauch unserer Gräben, der besondere Sauggruben für allerlei Wasserleiere besitzt, versorgt über besondere Saugorgane auf den Blättern beziehungsweise in den Sauggruben, mittels denen sie die organischen Stoffe bei der Verwesung der gestorbenen Gesangenen aufnehmen. Ähnlich ist es bei den verschiedenen anderen insektenfangenden Pflanzen, die in den botanischen Gärten zu sehen sind. Stets aber betrachten diese Pflanzen die organischen Stoffe gewissermaßen als ein willkommenes Zubrot, d. h. sie ernähren sich im übrigen schlecht und recht wie die echten Erd-pflanzen.

Ähnlich treiben es die Halbschmaroher, die rein äußerlich durchaus den Eindrud echter Erdpflanzen machen, in Wirklichkeit aber an den Wurzeln besondere Saugorgane besitzen, die zur Aufnahme organischer Stoffe geeignet sind. Hier wird aber die organische Masse lebenden Wesen entzogen.

Am schlimmsten treiben es die echten Schmaroher; diese sind ganz und gar darauf angewiesen, daß andere Pflanzen für sie die Nahrung fertig brauen. Diese Schmaroher haben die eigentlichen Wurzeln als überflüssig beiseite gelassen. Dafür bilden sie besondere Saugorgane, mittels denen sie ihrer Wirtspflanze — so heißt man die Pflanze, auf der sich der Schmaroher angesiedelt hat — gewissermaßen das Mark aus den Knochen ziehen.

Die Mistel auf dem Geißt unserer Obstbäume, der Teufels-gwirn, der sich im Kleeelde mit seinem Fadengewirz breit macht und die Schuppenwurz, die auf den Wurzeln der Haselnuß schmaroht, sind bei uns leicht zu beobachtende Vertreter dieser Pflanzen-gruppe. Eine große Zahl von Schmaroher gibt es bei den Pilzen. Cholera-bazillus, Typhus-bazillus und ähnliche Krankheitserreger zählen hieher, dann auch der Pilz, der im Herbst den Fliegen den Garauz bereitet; wir kennen diesen Pilz als einen mehligten Ueberzug auf den toten Fliegenleibern. Der Augentrost und der Klappertopf, zwei bekannte Pflanzen unserer Wiesen, mögen als Vertreter der Halbschmaroher genannt sein.

So sehen wir also, daß sich die Nahrungsaufnahme im Pflanzenreich, die wir hier nur in großen Zügen verfolgt haben, doch nicht so einfach abspielt, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat.

Kleines feuilleton.

Völkertunde.

Ueber seine Reise nach Nordbrasilien berichtete auf dem Anthropologentage Professor Th. Koch-Grünberg. Von Sao Marcos aus unternahm er zwei Vorstöße nach Norden, die ihn bis zum Moxima, dem gewaltigen Sandsteingebirge an der Grenze von Brasilien, Venezuela und Britisch-Guayana führten. Dieses weite Gebiet besteht im südlichen Teil aus flachen, mit ganz vereinzelten krüppelhaften Bäumen bestandenen Savanen, die in der Regenzeit weithin überschwemmt und fast unpassierbar sind, ein Bruchteil zahlloser Steadmücken. Nur die Gaine prächtiger Fächerpalmen, die die kleinen Wasserläufe stets begleiten, verleihen der Gegend etwas Abwechslung. Der nördliche Teil ist eine herrliche Gebirgsgegend, die auf Schritt und Tritt großartige Naturreize bietet. Mehrmals mußte er den Kutenang, der mit starkem Gefälle zahlreiche Stromschnellen und Katarakte bildet, durchschreiten. Der bemerkenswerteste Katarakt ist der Moromelu, der „Fischfall“, weil hier nach der Sage der Indianer die Fische zurzeit des Hochwassers zusammenkommen, um ihre Tanzfeste zu feiern. Etwa 25 Meter hoch stürzt der Fluß in eine tiefe, von Felsen starrende Schlucht und braust dann in gewaltigen Kasladen über eine lange Strecke donnernd zu Tal. Ein unbeschreiblich großartiger Anblick!

Professor Koch bestieg den Gipfel des Moximagebirges, der sich etwa 2000 Meter über dem Meerespiegel erhebt. Der Gipfel ist bedeckt mit einer größtenteils einzig dastehenden Flora und mit Felsen in grotesken Formen. Es ist hier ein gewaltiges Reservoir, das unzählige Wasseradern hinabsendet. Am Fuße des Moxima und auf den umliegenden Höhen erheben sich die runden, mit spitz-zulaufendem Dach geschichteten Wohnungen der Indianer. Professor Koch erzählt: „Diese Indianer sind die feinsten, Liebens-würdigsten Menschen, die mir je begegnet sind und zeichnen sich durch körperliche Schönheit beider Geschlechter, besonders aber der jungen Mädchen, aus. Diese gehören durch das Ebenmaß ihrer Glieder, die Schönheit ihrer Gesichtszüge, die weiche Ränge der Haut, die lippigen und doch zarten Körperformen vielleicht zu den schönsten Frauen der Erde. Dadurch, daß sie in einem Gebiet wohnen, das für den habgierigen Europäer, bis jetzt noch wenigstens, nichts Begehrteswertes hat, haben sie größtenteils ihren ursprünglichen Charakter rein bewahrt. Die Hauptjagdwaffe aller dieser Stämme ist neben Vorderladern das Blasrohr, das sie meisterhaft zu handhaben verstehen. Bogen und Pfeile werden nur zum Fische-schießen benutzt.“

Die Reise ging weiter den Uraricnera aufwärts nach Westen zu. Von der großen Insel Maraca an war dieser mächtige Fluß selbst den meisten Indianern gänzlich unbekannt. Der ganze mittlere und obere Uraricnera hat keine Anwohner. Die Gegend ist merkwürdig

würdigertweise trotz der hohen Lage sehr ungesund. Den Winter verlebte die Expedition bei den wilden Jhurwana, die sie anfangs freundlich aufnahmen und mit Lebensmitteln versorgten, mit denen sie aber schließlich ohne ihr Verschulden Handel bekam. Ueber den Lauf des Ventuari, der bisher unbekannt war, wurde das Ziel, der Orinoco, erreicht.

Technisches.

Die Fernbremse. Der Vorsteher der elektrotechnischen Abteilung am Gewerbe-museum in Würzburg, Dr. Otto Edelmann, berichtet über eine neue Erfindung zur Verhütung von Eisenbahn-unfällen: „Es war einmal ein Mann, der war so stark, daß er mit dem kleinen Finger einen im vollen Laufe befindlichen Eisenbahnzug aufhalten konnte.“ Mit diesem Beginn einer allen Studenten be-kannten fidelem Erzählung begrüßte ich den Erfinder des Fernlenk-bootes, Herrn Lehrer Christoph Wirth von Nürnberg, als ich seiner freundlichen Einladung Folge leistend eine Probefahrt mitmachte, auf der er seine neueste Erfindung vorführte, durch die es ermöglicht wird, einen rasch dahinfahrenden Eisenbahnzug durch Vermittlung elektrischer Wellen von jeder Station, ja von jedem Bahnhofs-haus aus durch einen Fingerdruck zum Stehen zu bringen.

Die Fernbremsapparatur braucht nur in einem Wagen des Zuges, wozu sich vor allem der in jedem Zug vorhandene Gepäck-wagen eignet, angebracht zu sein. Auf dessen Dache befindet sich der wellenauffangende Draht, die sogenannte Antenne. Als Sende-antenne kann jede längs der Bahnlinie laufende Telegraphen- oder Telephonleitung benutzt werden. Es ist möglich, die Einrichtung so zu treffen, daß der Telegraphen- oder Telephonbetrieb in dem be-treffenden Draht nicht gestört zu werden braucht. Es kann auf diesem Wege sowohl dem Lokomotivführer ein Glocken- oder Licht-signal übermittelt werden, als auch direkt die Westinghouse-Bremse (Notbremse) betätigt werden. Man könnte sogar eine Einrichtung treffen, durch die auf der Lokomotive die Dampfzufuhr abgesperrt wird. Es ist je nach den Verhältnissen nur alle 80–100 Kilometer eine Sendestation nötig, die in überaus einfacher Weise auch mit den einzelnen Zwischenstationen und Bahnhofs-Signallapparaten in Verbindung gebracht werden kann. Statt des bei den Versuchen verwendeten Druckknopfes oder Lasters kann auch ein automatischer Sendeparat angebracht werden, bei dem einfach durch Drehen einer Kurbel die Wellenzeichen in richtiger Zahl und Reihenfolge ab-gegeben werden.

Hierdurch ist es möglich, dem Lokomotivführer ein Warnungs-signal zu übermitteln und gleichzeitig im Falle der Gefahr den in der Gefahrzone dahinbrauenden Eisenbahnzug sofort zum raschen Halten zu bringen. Solche Fälle sind z. B. ein Schienenbruch, eine Dammunterspaltung, ein Brückeneinsturz, ein Hindernis auf den Schienen (Vergrusich), ein Ueberfahren des Haltesignals infolge Nebels, eines Unfalls auf der Lokomotive oder dergleichen. Die Apparate sind verhältnismäßig billig herzustellen und kommen für einen ganzen Zug kaum teurer, als die Westinghouse-Bremse für einen einzelnen Wagen. Bei den Versuchen auf der Linie Nürnberg-Gröbenberg erfolgte das Bremsen sehr sanft und sicher und dauerte bis zum vollständigen Stehen des Zuges 27 Sekunden.

Aus dem Tierreiche.

Ein neues lebendes Riesentier entdeckt. In der indischen Inselwelt liegt zwischen den beiden großen Inseln Flores und Sumbawa das Eiland Komodo, das sich gleichfalls in hollän-dischem Besitz befindet. Bisher hat diese kleine Insel kaum jemals von sich reden gemacht und war daher außerhalb der geographischen Kreise so gut wie unbekannt. Jetzt hat sie wenigstens eine Natur-merkwürdigkeit ersten Ranges zutage gefördert in Gestalt einer Eidechse von unvergleichlichem Riesenumwuchs. Sie gehört zur Familie der Varane und hat von der Wissenschaft den Namen Varanus Komodensis nach seiner Heimat erhalten. Die Varane sind in den Tropen ziemlich verbreitet und zeichnen sich auch fast in allen Arten durch stattliche Größe aus, so daß sie im Aquarium stets eine besondere Sehenswürdigkeit bilden, die von dem Bescha-ner mit etwas unbehaglichem Empfinden betrachtet zu werden pflegt. Der größte Varan, den man bisher kannte, ist der Vindanvaran, der gleichfalls in Indonnesien vorkommt, aber auch auf den benach-barten Festländern von Südastien und Australien wohnt. Er erreicht die ansehnliche Länge von 2 1/4 Metern. Das erste Exemplar seiner Art von der Insel Komodo war auch nicht länger, aber dann wurde ein zweites von fast 4 Meter Länge erlegt. Weitere Nachforschungen haben ergeben, daß auf der Insel noch Varane haufen sollen, die sogar 6–7 Meter lang sind und sich damit den gewaltigsten Landtieren an die Seite stellen würden, die überhaupt auf der Erde bekannt sind. Sogar für einen Alligator sind 4 1/2 Meter Länge schon ein recht stattliches Maß; vom Riesentrolodil Afriens sowie vom Mikrotrolodil gelten Exemplare von 5 Meter Länge schon als seltene Ausnahmen, und die Berichte von Riesentrolodilen von 7 oder gar 9 Meter Länge werden von vorsichtigen Forschern angezweifelt. Von dem Varan Nordaustralien, der bisher den Namen Niesenvaran führte, unterscheidet sich die neue Art durch eine weniger spitze und braungefärbte Schnauze so-wie durch einen kürzeren Schwanz. Das Knochengeriüst der neuen Art ist dagegen nicht zu unterscheiden von dem eines Varan, der früher in Australien gelebt hat, jetzt aber seit geraumer Zeit aus-gestorben ist.